Aus dem Leben eines alten Kriegers.

In einem Bauerndorfe in der Nähe von Königsberg in Ostpreußen — so erzählt der „Bär" — gewahrt man am Sonntage nach dem Kirchgange in dem Kruge einen betagten Schäfer in seinem Sonntagsstaate, bekleidet mit einer Soldatenmütze und geschmückt mit mehreren Feldzugsmedaillen und dem Allgemeinen Ehrenzeichen, erzählend und seine Pfeife rauchend, gemüthlich im Kreise seiner lauschenden Zuhörer. Geführt von „unserem Fritz", hatte er am 3. Juli 1866 die Umgehung der österreichischen Armee bei Königgrätz mitgemacht und war Zeuge der innigen Begrüßung auf dem Schlachtfelde zwischen dem damaligen König Wilhelm und seinem Königlichen Sohne gewesen; auf der Walstatt war ihm von einem Granatschusse das rechte Bein zerschmettert worden. Der siegreiche Krieg war beendet, und nachdem der Krieger von der Amputation genesen, kehrte er mit einer kleinen Pension in sein Heimathdorf zurück, wo er in Anbetracht seiner Auszeichnung die Stelle eines Gemeindehirten erhielt.

Dann war der deutsche Erbfeind zu Boden geschlagen, an unseres Helden Stelle war sein Sohn mit in's Feld gezogen; Jahre und Jahre waren verstrichen, „unseren Fritz" aber hatte der Alte nie wieder zu Gesicht bekommen. Da, im Jahre 1879, sollte Kaisermanöver beim 1. Armee-Korps sein und der Haupt-Schlachtentag sich auf der Feldmark des Heimathsortes unseres Alten abspielen. Was Wunder, daß auch der Held es sich nicht nehmen ließ, in seinem Kriegsschmuck humpelnd unter die Zuschauer sich zu mischen, seinen treuen Kriegsgefährten von 1866, sein Pfeifchen im Munde mit sich führend. Wo der Kampf entscheidend war, stand auch er, die Bewegungen der Truppen mit kritischem Auge musternd und seine Blicke auf die Heldengestalt des Kronprinzen richtend. Der markirte Feind hatte die Lisiere des Dorfes besetzt und der Angreifer nur wenige hundert Schritt davor hinter Hecken und Gräben Deckung genommen. Da — so pflegt der Alte zu erzählen — ertönten die Signale zum Sturm und von allen Seiten stürmten die Angreifer auf die Dorflisiere an. Alle Zuschauer eilten schleunigst davon, er selbst aber, der mit seinem Stelzbein nicht so schnell folgen konnte, wurde von den Anstürmenden mitgerissen und verlor dabei seine Pfeife.

„Das Ganze Halt!" — war geblasen — der Invalide suchte noch immer in der Umgebung des Hügels, auf dem er vorher gestanden hatte, seine Tabakspfeife, als der Kronprinz mit seiner Suite auf diesen Hügel zur Abhaltung der Kritik zugeritten kam. Den suchenden Alten erspähend, hielt er an und fragte ihn, seine Dekorationen und seinen Stelzfuß bemerkend, was er suche, und was ihn so betrübe. „Ach, Kaiserliche Hoheit," — erwiderte der Gefragte, „haltens zu Gnaden, ich habe meinen treuesten Gefährten im Kriege und auf dem Schmerzenslager verloren. Meine Pfeife wurde mir bei der Attacke entrissen, ich kann sie nicht wiederfinden — sie ist gewiß zertreten." Augenblicklich riß der Kronprinz seine noch brennende Manöverpfeife aus dem Munde und reichte sie, dem alten Kriegsmann freundlichst auf die Schultern klopfend, mit den Worten hin: „Nun, Alterchen, wenn ich Ihnen hierdurch Ihre Ruhe wiederschenken kann, so ist mein Wunsch erfüllt." Bis zu Thränen gerührt, nahm der alte Invalide die ihm so huldvoll überreichte Tabakspfeife entgegen und bedeckte zum Danke die Hand seines einstigen Heerführers mit heißen Küssen. Die andere Pfeife wurde dann unversehrt wiedergefunden, und während diese unserem Alten beim Hüten Gesellschaft leistet, wird die vom Kaiser Friedrich gleich einem Heiligthum aufbewahrt und findet nur Sonn- und Feiertags eine Benutzung, wo sie von dem Invaliden Einheimischen und Fremden mit gerechtem Stolze gezeigt wird.

— Herrliche Visitenkarten besitzt Professor Antinescu in Ploeisti (Rumänien). Sie weisen, wie der in Bukarest erscheinende „Constitutionalul" ausplaudert, folgenden umfangreichen Text auf: „Professor Zacharia Antinescu, Ploesti (Rumänien). Decorirt mit der rumänischen „Bene Merenti-Medaille", Ehrenritter Ihrer Königl. Hoheit Marie von Lusignau, Prinzessin von Jerusalem, Cypern und Armenien, in Paris; Ritter des Melusinenordens; actives Mitglied der rumänischen geographischen Gesellschaft; Mitglied des rumänischen Athenäums; Ehrenmitglied der Gesellschaft „Romania literaru" in Bukarest; Mitglied der siebenbürgischen Vereinigung für rumänische Literatur und Wissenschaft, als Präsident der rumänischen Abtheilung der königlichen Akademie. Der Stern Italiens mit der silbernen Medaille; Ritter erster Klasse des weißen Kreuzes (la Croce Bianca) mit dem goldenen Kreuze; verdienstvolles (bene merito) Mitglied der humanitären Gesellschaft „Canottieri Salvatori"; Ehrenmitglied der Gesellschaft für Volkspoesie und Lectüre (Societa del Gabinetto die Lettura e Stanze popuaire) vom heiligen Kreuz am Arno; Mitglied des „Circolo Giambatista Vico" in Neapel, Ehrenmitglied der Gesellschaft „Unione operaja" (Handwerkerverein) Umberto I." in Neapel, Mitarbeiter am „Phare litteraire et lartistique" in Paris 2c. 2c." Uff!

— Aus der Schule. Lehrer: „Wann starb Karl der Große?" — Schüler (der nicht aufgepaßt hat, blickt verlegen um sich). — Lehrer: Wie, das weißt Du nicht?" — Schüler: „Ich glaube — ich glaube, damals war ich gerade krank, Herr Doctor."

— Taubstummenanstalten befinden sich siebzig in den Ver. Staaten.

Ein Ferien-Aufenthalt.

Von Johanna Wilhelmi.

Ruth Waterford saß in ihrer Hängematte, und wiegte sich, die Füße auf den Rasen gestützt, leise hin und her, während ihre rechte Hand bemüht war, mit der Spitze eines zierlichen Sonnenschirmes eine der vielen, ringsumher zwischen dem Grase aufspritzenden Margarethenblumen zu köpfen. Mehrere Schritte von ihr entfernt, stand an einen Baum gelehnt, Curt Feldern, seit einigen Tagen Gast auf dem reizend, am Hudson gelegenen Landsitze ihres Vaters. Es schien fast, als betreibe die junge Dame nur deshalb ihr Zerstörungswerk so eifrig, um nicht zu dem vor ihr Stehenden aufblicken zu müssen. Um so aufmerksamer, und mit einem schwer zu definirenden Ausdruck sah dieser dagegen auf die anmuthige Mädchengestalt herab.

„Wie grausam unbarmherzig doch so eine kleine, zarte Hand zu sein vermag," sagte er nach einigen Minuten des Stillschweigens. „Was hat Ihnen die arme Blume gethan, Miß Ruth?"

Sie zog kaum merklich die Schultern in die Höhe, während sie, ohne aufzublicken mit unverkennbarem Spott, gelassen erwiederte: „Es ist allerdings jammerschade um die eine Blume, wo es deren so viel Tausende gibt."

Er schien ihren Spott nicht sonderlich zu beachten, denn er erwiderte, vollkommen gleichmüthig: „Es scheint in der That bei flüchtiger Beurtheilung, daß unter so vielen Blumen eine einzige nicht in Betracht kommt. Und dennoch hätte vielleicht gerade diese das Auge eines Kindes erfreut, oder einem jungen Mädchen als Schmuck gedient. Mit demselben Rechte könnten wir sonst auch sagen: „Was liegt an einem Menschenleben, wo es deren so viel gibt."

Sie hatte ihm gleichgiltig, fast gelangweilt zugehört: bei seinen letzten Worten jedoch hob sie plötzlich den Kopf und begegnete eine Sekunde lang seinem Blicke; es war derselbe prüfende, forschende Blick, der sie bei ihrer ersten Begegnung, und seitdem so häufig aus seinen Augen getroffen, derselbe, den er heute Morgen, unten beim Fischerhause am Flusse auf sie gerichtet.

Hatten seine Worte einen versteckten Hinweis auf die Scene am Morgen enthalten, oder war es Zufall, daß ihr dieselbe dadurch ins Gedächtniß zurückgerufen wurde. Sie sah auf einmal wieder ganz deutlich alle Einzelheiten derselben: Das kleine, ärmliche Fischermädchen am Flußufer, das arme, vor Angst und Schmerz halb wahnsinnige Weib, wie dasselbe die drei vor ihr stehenden Männer beschwor, doch um Gottes Barmherzigkeit willen nach dem Gatten zu forschen, der Tags zuvor in einem kleinen Boote hinausgerudert und, von einem plötzlich losbrechenden orkanartigen Sturm überrascht, bis heute nicht zurückgekehrt war.

Das jämmerlich weinende vierjährige Töchterchen der Frau, das, bei dem Anblick der wunderschönen, eleganten, jungen Dame plötzlich seinen Kummer vergessend, die schmutzig-feuchten Hände bewundernd und liebkosend über das zart weiße, fein wollene Gewand derselben gleiten ließ. In demselben Augenblick, wo Ruth, das in Gefahr gerathene Kleidungsstück dadurch zu schützen versuchte, daß sie das Kind hastig, etwas unsanft abschüttelte, hatte sie wieder den so eigenthümlich forschenden, erstaunt fragenden Blick Felderns auf sich ruhen gefühlt:

„Ist es möglich, daß Du in diesem Moment, wo es sich um den wahrscheinlichen Verlust eines Menschenlebens, eines Familienhauptes handelt, noch an etwas Anders denken kannst, als an den Schmerz dieses unglücklichen Weibes?"

So unerträglich ihr stets dieses Anblicken war, nie hatte er ihr ein solches Unbehagen verursacht, wie in jenem Augenblicke. In einer gewissen Erregtheit war sie zu ihrem Vater geeilt. Herr Waterford, der Chef einer der bedeutendsten Advocatenfirmen, war soeben aus der Stadt gekommen, als Ruth zu ihm in's Zimmer trat.

„Papa, bitte befreie mich von der Gesellschaft dieses Herrn Feldern."

Herr Waterford hatte sie überrascht angeblickt. „Was ist geschehen, Kind, hat er sich ungebührlich gegen Dich benommen?"

Ruth war zu stolz, um durch eine Unwahrheit ihren Zweck erreichen zu wollen. „Das nicht", hatte sie erwiedert, „aber — er ist mir unsympathisch."

„O, das bedaure ich aufrichtig", hatte die Entgegnung gelautet, „denn ich schätze Feldern seiner hervorragenden Eigenschaften willen, hoch. Er ist unstreitig die tüchtige Kraft, über die ich verfüge, und mein Vertrauen in ihn geht so weit, daß ich mich mit dem Gedanken trage, ihn in nicht all zu ferner Zeit zu meinem Partner zu machen. Es wäre mir daher lieb, wenn Du Dich auf guten Fuß mit ihm zu stellen suchtest, und ich zweifle nicht, daß Dir dies bei näherer Bekanntschaft gelingen wird."

Ruth kannte ihren Vater zu gut, um noch weiter in ihn zu dringen, denn so sehr er sie auch als einziges Kind, daran gewöhnt hatte, jeden ihrer Wünsche erfüllt zu sehen, so war er doch, sobald geschäftliche Interessen in Frage kamen, von einer unbeugsamen Hartnäckigkeit.

Während alle diese Bilder blitzartig an ihrem inneren Auge vorüberglitten, saß Ruth schweigend, das Gesicht halb abgewandt, und schaute, so weit das dunkle Grün schlanker Cedern und das Laubwerk hoher Eichen den Ausblick gestatteten, nach den gegenüberliegenden Ufern. Sie hatte daher das Näherkommen eines kleinen, etwa achtjährigen Knaben, der eilig den breiten Parkweg hinauf auf sie zugeschritten kam, nicht bemerkt. Erst das Knirschen des Kiessandes unter seinen Fußtritten, in das sich schluchzende Laute mischten, veranlaßten sie, sich umzuwenden.

Es war der Kleine aus dem Fischerhause, der, auf Felderns Bitte, ihn von dem Resultat der Nachforschungen in Kenntniß zu setzen, nun gekommen war, um ihm, unter Thränen und häufig von Schluchzen unterbrochen, mitzutheilen, daß das Boot leer aufgefunden sei.

„O, mein armer Vater, mein armer Vater!" jammerte das Kind einmal über das andere.

Feldern strich ihm, tröstend und beruhigend, über das braune Haar. „Ich werde mit Dir gehen, mein Junge," sagte er dann, „vielleicht kann ich Deiner Mutter von Nutzen sein."

Er hatte sich halb zu Ruth umgewendet. In seinem Blicke stand eine stumme Frage, und zugleich eine geheime Angst, wie vor der Nichterfüllung einer leise gehegten Erwartung.

Das junge Mädchen schien jedoch nichts davon zu bemerken, da ihre Augen, groß und ernst, auf das Gesicht des weinenden Kindes geheftet waren, ohne daß in ihren Mienen eine Spur von Erregung wahrzunehmen war.

In Feldern's Zügen malte sich ein Ausdruck von Enttäuschung.

„Miß Waterford, Sie entschuldigen wohl mein Fortgehen," sagte er, den Hut lüftend und sich zum Gehen wendend, nachdem sein Fuß noch einen Moment gezögert hatte. Eine leichte Neigung des Kopfes war die einzige Erwiederung der jungen Dame.

Der Fortgehende hatte, rüstig neben seinem kleinen Begleiter ausschreitend, in wenigen Minuten das Ende des Parkes erreicht und wanderte nun den durch dichtes Gehölz sich längs des Flusses hinwindenden Flußpfad hinab, so daß er nach etwa 10 Minuten sein Ziel, das armselige Fischerhäuschen, erreicht hatte.

Der Anblick, der seiner hier in der Verzweiflung des unglücklichen Weibes wartete, war herzzerreißend. Die Bedauernswerthe konnte nur mit Mühe daran verhindert werden, dem Gatten in die Fluthen des Stromes nachzufolgen. Feldern sah sehr bald ein, daß es hier sehr wenig zu trösten gab, dennoch hatte er die Genugthuung, daß seine, ihm von wahrem Mitgefühl eingegebenen Worte doch nicht ganz ohne Wirkung geblieben waren. Um vieles ruhiger, ließ er die Frau, nachdem er versprochen ihr mit Rath und That beistehen zu wollen, in der Obhut einer mitleidigen Nachbarin zurück, um hierauf langsam den Weg nach der Waterford'schen Besitzung einzuschlagen.

Nach einer kurzen, von der heißen Mittagssonne beschienenen Wegstrecke umfing ihn bald die schattige Kühle hochstämmiger Eichen und dunkler Nadelbäume. Nun verlangsamte er seinen Schritt, indem er, hochaufathmend mit dem Taschentuche mehrere Male über das erhitzte Gesicht fuhr. Auf einer, aus dünnen Baumstämmen zusammengefügten, schon halb verfallenen, von dem grünen Schirmdach einer Weide beschatteten Bank, ließ er sich nieder um etwas zu ruhen. Seine Stimmung war eine tieftraurige, denn er gehörte zu jenen warmherzigen Naturen, die fremdes Leid zu ihrem eigenen machen. Und dennoch war ihm, als wäre es nicht allein das Unglück der Fischersfamilie, das diese Stimmung verschulde, sondern als habe er selbst einen großen Verlust erlitten.

Und verloren hatte er in der That etwas: den Glauben an eine Menschenseele, an dem er sich bisher fast angstvoll geklammert hatte. Als er vor etwa sechs Wochen Ruth Waterford zum ersten Male gegenübergestanden, war er von ihrer Schönheit im ersten Augenblicke fast betroffen gewesen. Dann, als er gleich darauf die Dame des Hauses vor sich gesehen, und in deren Gesicht — nur daß dasselbe den Schmelz der Jugend vermissen ließ — Zug um Zug, Linie um Linie das der Tochter wiedererblickte, war es wie ein leises Frösteln durch seine Gestalt gegangen und unwillkürlich hatte sich ihm die Frage aufgedrängt: „Wäre es möglich, daß dieses liebreizende Antlitz sich nach zwanzig Jahren in jedes andere, kalte, seelenlose, hochmüthige Gesicht verwandelt haben könnte?" Und wie in einer ihm selbst unerklärlichen Angst hatte er den Blick unbewußt, so forschend, prüfend auf sie geheftet, als suche er bis auf den Grund ihrer Seele zu dringen. Erst durch die tiefe Unmuthsfalte, die sich zwischen den tadellos gezeichneten Brauen auf der weißen Stirn der jungen Dame gezeigt hatte, war ihm das Unstatthafte seines Benehmens zum Bewußtsein gekommen.

Seit jener ersten Begegnung war er unaufhörlich bemüht gewesen, die edleren Saiten ihres Innern erklingen zu machen, aber die innigen, warmen Töne, die er angeschlagen, hatten keinen Wiederhall in ihrer Brust gefunden. Und doch war er nicht entmuthigt gewesen. Mit der Hartnäckigkeit eines Schatzgräbers, der seines endlichen Erfolges sicher ist, hatte er sich seinen Glauben durch nichts erschüttern lassen. Er hätte es ja nicht fassen können und wollen, daß hinter dieser reinen Stirn kein schöner Gedanke, kein tiefes, warmes Empfinden wohnen sollte. Gewiß, er hatte nur die rechte Stelle noch nicht getroffen. Unbeirrt hatte er an seinem Glauben festgehalten.

Seit heute nun war es vorbei damit. Ein namenlos bitteres Weh erfüllte ihm die Brust. Und während er, schmerzlich aufstöhnend den Kopf schwer in die Hände sinken ließ, murmelte er leise: „Es war nichts — eine Täuschung — ein Traum."

Mehrere Tage waren vergangen, ohne daß es den Bemühungen der Leute gelungen war, die Leiche des verunglückten Fischers aufzufinden. Curt Feldern hatte während dieser Zeit der von so schwerem Verlust betroffenen Familie helfend und rathend zur Seite gestanden. Es war daher wohl nur infolge dieser selbst auferlegten Pflichten, die einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch nahmen, daß er fast nur bei den Mahlzeiten mit Ruth zusammentraf, wenn es ihm auch manchmal scheinen wollte, als ob die junge Dame ihm geflissentlich ausweiche. Aber trotz ihres verhältnißmäßig seltenen und stets nur kurzen Beisammenseins hatte er nicht umhin gekonnt, an Ruth eine auffallende Veränderung wahrzunehmen. Nicht allein hatte ihre äußere Erscheinung an Frische eingebüßt, auch ihr ganzes Wesen hatte etwas Haltloses, seltsam Zerstreutes angenommen. Selbst Mrs. Waterford hatte es nicht entgehen können, daß ihre Tochter bei Tische die Speisen kaum berührte, während auf ihrem Gesicht ein Zug von Ermüdung, Erschlaffung, wie er durch langes Nachtwachen hervorgerufen wird, deutlich wahrnehmbar war. Mrs. Waterford hatte daher schon Ruth zu veranlassen gesucht, den Arzt zu consultiren, doch hatte das junge Mädchen sehr entschieden erklärt, daß sie sich vollkommen wohl fühle und des ärztlichen Rathes nicht bedürfe.

Inzwischen war die Ferienzeit Feldern's ihrem Ende nahegerückt. Nur noch wenige Tage sollte sein Landaufenthalt auf der Waterford'schen Besitzung dauern. —

Es war Nachmittags. Man hatte eben das Diner beendet. Herr Waterford hatte sich mit einer Havanna zurückgezogen, während seine Gattin, Ruth und Feldern noch in dem, auf die Veranda führenden Speisezimmer beisammen waren. Die Dame des Hauses war gerade bemüht, ihrem Gaste die etwas verwickelten, verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen ihr selbst und der Gattin irgend eines Earls klar zu machen, als ein Geräusch von draußen her das Nahen eines Menschen ankündigte und gleich darauf ein Mann in Arbeiterkleidung die Stufen der Veranda heraufgeschritten kam. Feldern erhob sich hastig und eilte dem Manne, in dem er den Schwager des Verunglückten erkannte, entgegen, um von demselben zu vernehmen, daß die Leiche endlich in der Nähe von St. Anthonys Nose aufgefunden sei.

Als Curt, nachdem der Mann sich wieder entfernt hatte, sich umwandte, stand Ruth, an den Rahmen der Thür zwischen Speisezimmer und Veranda gelehnt. Sie war ungewöhnlich bleich, während ihre Augen, weit geöffnet, mit einem halb angstvollen, halb flehenden Ausdruck auf Feldern gerichtet waren, als warte sie auf irgend ein Zeichen, einen Blick von ihm. Der wieder in's Zimmer Zurückgetretene schien hiervon jedoch nichts wahrzunehmen. Er hatte eiligst seinen Hut ergriffen, und vor Mrs. Waterford stehen bleibend, sagte er mit leichter Verbeugung:

„Die Damen gestatten wohl, daß ich mich entferne; ich möchte dort unten selbst ein wenig nachsehen."

Die Worte waren, vollkommen korrekt in der Form an beide Damen gerichtet, trotzdem hatte es den Anschein, als wäre die ältere direct angesprochen. Feldern mußte die Anwesenheit des jungen Mädchens momentan vergessen haben, denn auch, als er, nach einem allgemeinen Gruß, das Haus verlassend, an ihr vorüberschritt, deutete nichts an, daß er sie bemerkte.

Eine Sekunde später war Ruth — zur sprachlosen Ueberraschung ihrer Mutter — die Stufen der Veranda hinabgeflogen und stand plötzlich neben Feldern, ihn so am Weiterschreiten verhindernd. Das eben noch so bleiche Gesicht war jetzt mit einer hellen Röthe übergossen: „Darf ich mit Ihnen gehen?" kam es hastig von ihren bebenden Lippen.

Was war das? Wie ein blitzartiges Aufflammen leuchtete es plötzlich in Curts Augen auf. Aber nur ein Moment lang, dann erwiderte er im Tone ruhiger Besonnenheit: „Ich möchte Sie bitten, lieber davon abzustehen, Miß Ruth. Es ist ein unendlich trauriger Gang, um den es sich hier handelt. Bleiben Sie lieber zurück."

In demselben Augenblicke ließ sich von der Veranda her Mr. Waterford vernehmen.

„Aber Ruth, was fällt Dir nur ein; welche Caprice!"

Die Getadelte wandte flüchtig das Gesicht, auf dessen Stirn sich eine tiefe Falte zeigte, und sich sofort wieder zu Feldern wendend, entgegnete sie, fest entschlossen: „Ich gehe mit."

Es war, als ob sich Felderns Brust in einem tiefen Athemzuge hob. Doch seine Stimme klang ruhig, gemessen: „Nun wohl, wenn Sie es durchaus wünschen, kann ich Sie nicht daran hindern."

Mrs. Waterford blickte den beiden sich Entfernenden kopfschüttelnd nach. Unbegreiflich! Dem deutschen Schwärmer mußte man ja so manches nachsehen, aber daß Ruth —, das war doch zu merkwürdig!

Die Beiden schritten schweigend neben einander hin. Es war ein prächtiger Sommernachmittag. Eine frische Brise wehte von der See her erquickende Kühle. Durch das Laubwerk der hohen Baumkronen, durch die sich hier und da die Sonnenstrahlen brachen, ging ein geheimnißvolles Rauschen, und dazwischen ertönte hin und wieder der süße Lockruf eines Vogels. Es war ein Gemisch der verschiedenartigsten Empfindungen, das Feldern beseelte, während sie wortlos durch die lauschige Waldesstille wanderten. Wohl war eine tiefe Ergriffenheit, ein wehmuthvolles Andachtgefühl, wie es jeden empfindenden Menschen auf dem Gange nach einem Trauerhause erfüllt, vorherrschend in seiner Brust. Aber dazwischen drängte sich eine andere, von jener ganz verschiedene Empfindung. Zwar ganz unklar noch, aber unverkennbar doch ein frohes, wonniges Gefühl, ähnlich dem, das nach dunklen, rauhen Wintertagen, bei den ersten Zeichen des erwachenden Lenzes über uns kommt.

Sie waren inzwischen an dem Ziele ihrer Wanderung angelangt. Curt, der entschlossen war, seiner Begleiterin um jeden Preis den Anblick der Leiche zu ersparen, bat das junge Mädchen, einige Augenblicke draußen zu verweilen, während er selbst das Haus betrat. Nach wenigen Minuten, nachdem er sich überzeugt, daß man den Todten in dem als Küche benutzten hinteren Raume gebettet, kam er zurück, um Ruth in das zu ebener Erde belegene Vorderzimmer zu führen. Obgleich ihr Fuß, beim Betreten desselben keinen Moment gezögert hatte, so hob sich ihre Brust doch in einem befreienden Athemzuge, da ihr der Anblick, auf den sie vollkommen gefaßt gewesen, erspart blieb.

Es war ein niedriges Zimmer von äußerst dürftiger Ausstattung, das trotzdem einer gewissen Ausschmückung nicht entbehrte. Die hier und dort aufgehängten bunten Reklamebilder, mit selbstverfertigten Rahmen versehen, mehrere aus rohem Holz geschnitzte, mit alten Tuchresten bezogene Eckbrettchen und andere selbst producirte Artikel gaben Zeugniß ab von dem Bestreben der Bewohner, ihr bescheidenes Besitzthum nach Kräften zu verschönern.

An dem einzigen Fenster des Raumes saß in einem bequemen Stuhle die so plötzlich ihres Gatten Beraubte, während ihre beiden Kinder ihr zur Seite standen. An Stelle des leidenschaftlichen Schmerzes, der angesichts der Leiche auf's Neue hervorgebrochen, war eine starre Ruhe, eine Art körperlicher, wie seelischer Erschöpfung getreten.

Feldern rückte einen Stuhl in die Nähe der Wittwe, und während Ruth sich niederließ, sagte er, sich zu der Frau hinabbeugend, in liebreichem Tone:

„Miß Waterford ist gekommen, um Ihnen ihre Theilnahme zu bezeigen."

Ein stummes Kopfnicken nur deutete an, daß sie ihn verstanden habe.

Ruth saß, in einem eigenthümlichen Gefühl von Beklommenheit, regungslos.

Es verging eine Minute, bis sie nur ein Wort über die Lippen brachte. Dann, plötzlich eine der Hände der vor ihr Sitzenden ergreifend, sagte sie fast schüchtern, bittend:

„Wollen Sie mir nicht sagen, was ich für Sie thun kann? Ich möchte Ihnen so gern helfen."

Die Frau wiegte mehrere Male hintereinander den Kopf.

„Sie können mir nicht helfen," sagte sie. „Ich danke Ihnen, Miß, aber mir kann Niemand helfen."

Es lag eine so gänzliche Hoffnungslosigkeit in den Worten, daß Ruth, die zum ersten Male in ihrem Leben einem Schmerze gegenüberstand, dessen Größe sie kaum begriff, von dem aufrichtigen Wunsch beseelt, hier trösten zu können, mit einer an ihr ungewöhnlichen Wärme erwiederte:

„Nein, nein, so dürfen Sie nicht sprechen. Besitzen Sie doch zwei Kinder, die Ihnen zum Stolz und zur Freude gereichen werden. Es werden bessere Tage für Sie kommen. Gewiß, Sie werden wieder glücklich sein."

Ein irres Lächeln umspielte die Lippen der Frau:

„Glücklich!" sagte sie, wie zu sich selber sprechend. „Ja, glücklich, o so glücklich war ich. Er war so gut und hatte mich so lieb."

Die letzten Worte waren fast flüsternd gesprochen.

Dann versank sie wieder in Schweigen. Auch Ruth war verstummt. Sie saß da, die Hände im Schooße verschlungen, und blickte mit seltsam traurigem Ausdruck vor sich hin.

Curt fand, daß ihr Gesicht von einer schreckhaften Bläße war, und da — wankte sie nicht jetzt?

„Ruth — Miß Waterford, was ist Ihnen?"

Er war an ihre Seite geeilt, und ihr Kopf ruhte einen Moment lang mit geschlossenen Augen an seiner Brust. Sofort aber, wenn auch nicht ohne Anstrengung, richtete sie sich wieder auf und sagte, auf seine Frage erwidernd: „Es ist nichts — ein plötzlicher Schwächeanfall; es ist schon vorüber."

„Kommen Sie, ich führe Sie in's Freie hinaus," sagte Feldern. Sie ließ sich, gehorsam wie ein Kind, auf seinen Arm gestützt, nach der Thür geleiten. Kurz vor derselben blieb sie jedoch plötzlich stehen, als habe sie etwas vergessen. Und sich umwendend, zog sie, unbemerkt, einen Gegenstand aus der Tasche, den sie dem Kleinen, der ihr neugierig gefolgt war, mit den leise geflüsterten Worten: „Gieb das Deiner Mama," in die Hand steckte.

Draußen blickte Feldern mit ernster Besorgniß in das bleiche Gesicht vor ihm.

„Ich hätte es wissen können," sagte er, „ich hätte es nicht zugeben sollen daß Sie mitkamen."

„Nein, nein," versetzte sie schnell „das ist es nicht. Es ist — es war wohl nur die ungewohnte Luft des niederen Zimmers. Mir ist wieder ganz wohl. Bitte, kehren Sie sich nicht an mich, wenn Sie noch hier bleiben möchten."

„Ich hatte freilich die Absicht, noch in's Dorf zu gehen, aber —"

„So gehen Sie, bitte," fiel sie ihm ins Wort.

„Ich gehe inzwischen ganz langsam nach Hause."

Ihr Blick drückte einen so entschiedenen Willen aus, daß Feldern sich schweigend fügte. Er stand jedoch, nachdem sie gegangen, noch mehrere Minuten und schaute ihr nach, bis der Waldpfad sie seinen Blicken entführte.

Trotz ihrer Versicherung, daß ihr wieder vollkommen wohl sei, schien dies doch nicht ganz der Fall zu sein... Sie hielt sehr häufig im Gehen inne, lehnte sich hier und da an einen Baumstamm und starrte minutenlang vor sich hin. Als sie die Bank erreicht, auf der Feldern vor einigen Tagen gerastet hatte, ließ sie sich mit einem Seufzer der Erschöpfung nieder. Nun saß sie, regungslos, den Blick durch das Weidenlaubgehänge auf den, in der Nachmittagssonne glitzernden Fluß gerichtet. Aber ihre Gedanken wanderten zurück zu dem kleinen, ärmlichen Stübchen, zu der Frau, die noch vor Kurzem so überaus glücklich gewesen. Und unbewußt bewegte sie leise flüsternd die Lippen: „Er war ja so gut und brav, und er hatte mich so lieb, und wir waren so glücklich, so glücklich wie sonst Niemand auf der Welt."

Diese Frau war bei aller Dürftigkeit so unendlich reich gewesen, und sie, Ruth Waterford, war so arm, so grenzenlos arm. Und laut aufschluchzend barg sie plötzlich das Gesicht in den Händen und weinte bitterlich.

* * *

Der Tag von Felderns Abreise war gekommen. Ruth saß in dem kleinen, von Wein umsponnenen Sommerhäuschen, das einen herrlichen Ausblick auf den Hudson gewährte und war beschäftigt in ein kleines, in rothem Leder gebundenes Büchlein eine Anzahl Notizen einzutragen. Mrs. Waterford würde ein höchst erstauntes Gesicht gemacht haben, wenn sie ihrer Tochter über die Schulter hätte blicken können. Stand doch da, mit einer Deutlichkeit, die keinen Zweifel zuließ, zu lesen: Ein Dutzend Paar Kinderstrümpfe, sechs Schürzchen, zwei Paar Schuhe, ein Knaben-, ein Mädchen-Anzug, Hüte, Bilderbücher 2c.

Nach einem nochmaligen Ueberlesen des Geschriebenen ließ sie das Büchlein mit offenbarer Befriedigung in ihre Tasche gleiten und saß eine Zeit lang, still vor sich hinträumend. Allmälig aber gab sich eine gewisse Unruhe in ihrem Wesen kund, als ob sie irgend etwas, oder irgend Jemand erwarte, und als sich bald ein bekannter Schritt auf dem Kiessande vernehmen ließ, flog einen Moment ein leises Roth über ihr Gesicht. Als Kurt Feldern gleich darauf in den Pavillon trat, war dasselbe wieder auffallend bleich.

„Nur noch eine kurze Frist von zwei Stunden", sagte er scherzend, dann ade! Sommerfrische."

Ruth versuchte zu lächeln, aber es glückte ihr nicht recht. Sie war offenbar nicht wohl. Nicht nur die geradezu beängstigende Bläße ihres Gesichts sprach dafür, auch eine eigenthümliche, nervöse Unrast in ihrem Wesen deutete darauf hin. Ihre schlanken, weißen Finger zitterten merkbar, während ihre Brust sich in schnellen Athemzügen hob und senkte.

Feldern konnte dieser seltsame Zustand nicht entgehen.

„Sie sind krank, Miß Waterford," sagte er, sie besorgt anblickend. Sie schüttelte heftig verneinend den Kopf.

„Nein, nein," versetzte sie hastig, „nicht krank. Ich war es, nun bin ich gesund, oder auf dem Wege es zu werden — wenn Sie — mir dazu helfen wollen."

Feldern blickte in sprachloser Verwunderung in ihre Augen, „die fast angstvoll flehend" auf ihn gerichtet waren.

Und nun brach es hervor, leidenschaftlich, unaufhaltsam, wie aus ungeahnten Tiefen strömte es herauf.

„Ja, Sie! Ihnen danke ich es, Sie haben mir geholfen. Ich war blind und taub, und Sie haben mich sehend und hörend gemacht. In mir war Alles öde, leer. Ich war keines großen Gedankens, keiner tiefen Empfindung fähig. Der Anblick des blauen Himmels, eines schönen Baumes, des gewaltigen Meeres ließ mich kalt. Da kamen Sie und erweckten mich zum Leben. Das Beste in mir verdanke ich Ihnen. O, helfen Sie mir ferner, daß ich mich nicht wieder verliere; verlassen Sie mich nicht, lassen Sie mich Ihre Freundin sein, wenn Sie mich dessen werth halten."

Sie sank erschöpft in ihren Sitz zurück, während Feldern, ihre Hand ergreifend, ihr mit unnennbaren Gefühlen in's Auge blickte.

„Oh Ruth," sagte er mit vor Seligkeit bebender Stimme, ich wußte es, daß das Gute und Schöne in Ihnen nur schlummere, nur geweckt zu werden brauche. Ihr Freund bin ich längst, und werde es immer sein. Aber ich möchte Ihnen noch mehr sein, Ruth. Sie sehen, daß auch ich nicht frei von Egoismus bin. Glauben Sie, daß das Gefühl, das Sie für mich haben, tief und stark genug ist, um Alles, was das Leben an Glück und Leid bringen mag, mit mir zu theilen?"

Eine tiefe Gluth breitete sich über ihr Gesicht. Sie war einen Moment lang vollkommen verwirrt, bestürzt:

„Sie wollten — Sie wollten — mich — ?" stammelte sie.

Da begegnete sie seinem glückstrahlenden Auge — und plötzlich schlang sie beide Arme um ihn und lag jauchzend und weinend an seiner Brust, während er seine Lippen auf ihre reine Stirne preßte.

Als Ruth zwei Stunden später dem Bahnzuge nachblickte, der ihr den Geliebten auf kurze Zeit entführte, flüsterte sie wie im Traume vor sich hin: „Er ist ja so gut und brav, und er hat mich so lieb, und wir sind so glücklich, so über Alles glücklich."

— Der leichte Trinker. — Vertheidiger (zu einem als Zeugen geladenen Wirth): Sie kennen also den Angeklagten seit geraumer Zeit? Zeuge: Jawohl, denn seit Jahren besucht er täglich meine Restauration. Vertheidiger: Und der Angeklagte ist Ihnen ferner bekannt als ein schwerer Trinker? Zeuge: Ein schwerer Trinker? Nein, wahrhaftig nicht, im Gegentheil! Vertheidiger: Was, er war kein schwerer Trinker? Zeuge: Ich sagte es Ihnen ja schon, nein. Im Gegentheil. Ich habe noch niemals einen Menschen gesehen, der so leicht getrunken hätte, wie der Angeklagte!

— Nicht nöthig. Frau: Sie horchen doch nicht an den Thüren, wenn ich Besuch habe? Dienstmädchen: Ach nein, ich habe ein so feines Gehör, daß ich nicht zu horchen brauche!

Ein Hexenstücklein.

In Manilla (port. Insel) ist von einer Zigeunerin ein Schwindel verübt worden, dessen Art auch anderswo wohlbekannt ist, der sich aber durch die Größe der Beute auszeichnet. Die Frau des Herrn Jules Lardinoir, des Besitzers eines großen Gasthofes, war seit einiger Zeit krank, und Niemand wußte ihr zu helfen. Da kam eine alte Zigeunerin in das Gasthaus und erbot sich, die kranke Frau zu heilen. Sie verlangte zunächst ein schwarzes Huhn, drehte dem Thiere unter allerlei Hokuspokus den Hals um und verlangte dann ein goldenes Halsband. Auch dieses wurde herbeigeschafft.

Die Zigeunerin zog nun das todte Huhn unter verschiedenen Grimassen einige Male durch das Halsband und forderte jetzt alles Geld, das sich im Hause befinde; doch dürfe auch nicht ein Frank verheimlicht werden, weil sonst die Heilung nicht gelingen könne. Man übergab der Hexe 40,000 Fr. (Gold-, Silber- und Papiergeld), die sich in einer Schublade befanden — die wunderthätige Frau erklärte jedoch, es sei noch mehr Geld im Hause. Und wirklich fanden sich noch in einem Kasten über 7000 Fr. in Papier und einige hundert Fr. in Silber. Nachdem sie alles vorhandene Geld empfangen, bat die Zigeunerin die anwesenden Personen — gegen 70 Hotelgäste wohnten dem Schauspiele bei — sich im Kreise um sie zu setzen, zog darauf eine Dose aus der Tasche, aus welcher sie zwei Eßlöffel eines Pulvers in einen Napf schüttete. Unter eintönigem Singsang steckte sie dann mit einem Zündhölzchen das Pulver in Brand; es verbreitete sich ein so angenehmer und berauschender Duft, daß die Anwesenden sofort narcotisirt wurden und in Schlaf versanken.

Als sie erwachten, war natürlich die Doktorin sammt dem Gelde und dem Halsband verschwunden und nur das todte Huhn war zurückgeblieben. Die Polizei entdeckte aber schon nach kurzer Zeit in der Nähe der Stadt ein Zigeunerlager und fand auch die Wunderfrau sammt Geld und Halskette. Alle Zigeuner wurden verhaftet, und man fand in ihren Zelten bedeutende Schätze. Nur an baarem Gelde wurden mehr als 100,000 Fr. gefunden, außerdem auch viele Schmucksachen. Unter den 50 verhafteten Personen befand sich auch eine etwa 17 Jahre alte Portugiesin von großer Schönheit. Diese erklärte, in Oporto ihrer Familie von der Bande geraubt und vor drei Monaten zur Heirath mit einem der Zigeuner gezwungen worden zu sein. Man habe ihr mit dem Tode gedroht, wenn sie ihre Herkunft und ihr Schicksal verrathe. Sie nennt sich Arceina Conceigao und sagte aus, daß in Portugal eine noch größere und reichere Zigeunerbande dieselben Geschäfte treibe.

Wie Schiller sein eigenes Stück auszischte.

Schiller hielt eine Zeit lang keines seiner Dramen so hoch, als „Die Braut von Messina", auf welches er auch die äußerste Sorgfalt verwendete. Als das Stück in Weimar unter Göthes Regie zur ersten Aufführung kam, war der Eindruck bedeutend. Schiller selbst war durch die Vorstellung sehr befriedigt. Als in der letzten Scene der todte Prinz hereingetragen wurde, sagte er zu seiner Umgebung: „Dies ist nun doch wirklich ein Trauerspiel!" Er erklärte, in der Vorstellung der „Braut von Messina" zum ersten Mal den Eindruck einer wahren Tragödie bekommen zu haben. Und Göthe meinte, der theatralische Boden sei durch diese „Erscheinung zu etwas Höherem eingeweiht worden. Als das Stück zu Ende war, mußte der Dichter eine damals noch Anstoß erregende Beifallsbezeugung erfahren. Ein junger Doctor der Philosophie rief ihm vom Balkon ein lautes Lebehoch zu. Schiller gab sein Mißfallen durch vernehmliches Zischen zu erkennen und das Publikum stimmte mit ein.

Der junge Gelehrte erhielt auf Anlaß des Hofes wegen dieser „unschicklich angebrachten Beifallsbezeugung" — Goethe nennt sie eine „verwünschte Akklamation" — von der Polizei einen Verweis. Er entschuldigte sich damit, daß er versicherte, er habe dieses Vivat auf Ersuchen der im Schauspielhaus zahlreich anwesenden Jenenser Studenten ausgebracht. In Berlin gelangte das Stück am 14. und 15. Juni zur Aufführung. Den Empfang des Werkes hatte Iffland mit den Worten angezeigt: „Die Braut von Messina" ist eine erhabene Dichtung, die mein ganzes Wesen erschüttert hat. Es ist nicht für die Menge geschaffen, was Ihr Geist hat von sich ausgehen lassen, und wie ich diesen Geist empfinde, soll die Vorstellung zu Tage legen, unbekümmert, welche Gegenwirkung die Menge darbieten mag." — Ueber die Vorstellung selbst berichtet er: „Am 14. und 16. ward die „Braut von Messina" mit Würde, Pracht und Bestimmtheit gegeben. Gegenfüßler? etliche! — Totaleffect? Der höchste, tiefste, ehrwürdigste! Die Chöre wurden meisterhaft gesprochen und senkten, wie ein Wetter, sich über das Land. Gott segne und erhalte Sie und Ihre ewig blühende Jugendfülle."

— Ein Vorschlag zur Güte. — „Kann ich mich auch darauf verlassen, holde Fee, daß Sie morgen pünktlich zu dem Rendez-vous erscheinen?" — „Wenn Sie ganz sicher gehen wollen, leihen Sie mir Ihren Chronometer."

— Nach einem mißlungenen Debut in der Großstadt. — Schauspieler (der von dem Pfeifen der Fabriken morgens aus dem Schlaf geschreckt wird): „Zum Teufel! hört denn das verwünschte Auspfeifen immer noch nicht auf?"